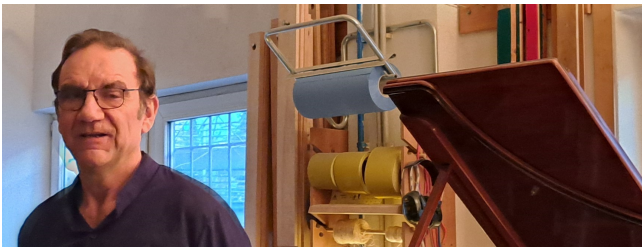


Ich muss es zu meiner Schande gestehen, es ist fast zwei Jahre her, dass ich die Gelegenheit wahrgenommen habe, eines der Konzerte, die mein Freund, der Cembalo-Bauer Martin Schwabe, in schöner Regelmäßigkeit in seiner Werkstatt veranstaltet, zu besuchen und darüber zu berichten. Umso erfreulicher war es, dass wir am vergangenen Samstag gleich zu dritt, mit mir waren mein liebes Weib und mein Sohn, der mal wieder ein Wochenende zu Hause war, die Möglichkeit hatten, ein wirklich außergewöhnliches Konzert in der gemütlichen Arbeits- und Spielstätte in der Mierendorffstraße zu erleben. Es wurde diesmal nicht auf einem von Martin selbst gefertigten Instrument musiziert, sondern auf einem Hammerflügel der Firma Pleyel, über deren Instrumente, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts hergestellt wurden, gesagt wird, dass sie „zu den Ikonen der historischen Musikaufführungspraxis“ gehören. Chopin selbst habe diese Instrumente anderen Flügeln vorgezogen und ich glaube, auf Frédéric wird man sich wohl in Fachfragen verlassen können.



„altes Teil“, von dem er zunächst gefürchtet habe, dass es bei einer solchen Beanspruchung möglicherweise „etwas hergeben müsse, was es nicht kann“. Allerdings seien ihm diese Bedenken, als er dann die jungen Leute, die an diesem Abend in die Tasten des alten Teils greifen würden, beim Proben hörte, verflogen und er sei von dem, was er da gehört habe, „beFLÜGELt“ worden. Auch bedankte er sich bei Max Grimm, der, als Schüler von Ragna Schirmer, bereits 2018, mit gerade mal zwölf Jahren, hier schon einmal gespielt habe und für die Organisation des heutigen Konzerts im Wesentlichen verantwortlich sei.



Dann ging es los und den Reigen der jungen Pianistinnen und Pianisten eröffnete Idil Ören, eine junge Frau aus der Türkei, die Robert Schumanns Kinderszenen op. 15 zu Gehör brachte. Erst verhalten, dann leicht beschwingt und lyrisch geht es da zu, fast hüpfend, dann dahin jagend und schließlich ruhig fließend. Beeindruckt war ich auch von den bemerkenswerten Umbrüchen zwischen, aber auch innerhalb der einzelnen Szenen, die die junge Frau im wahrsten Sinne des Wortes spielerisch bewältigte.

Jorge Benito, ein junger spanischer Pianist, setzte dann mit zwei Nocturnes aus



Chopins Opus 48 fort. Zunächst begann das Stück getragen, wie es sich für das Nächtliche gehört, dann aber schrillte kurz ein Wecker in Form eines Handys ins nächtliche Geschehen. Erfreulicherweise hatte der Angerufene seine Enkelin dabei, die in der Lage war, das Telefon in kürzester Zeit zum Verstummen zu bringen. Der Musiker von der iberischen Halbinsel ließ sich von all dem aber in keiner Weise aus der Fassung bringen und spielte seine Stücke, die dann wirklich schwergewichtig und gewaltig wurden, absolut souverän. Zum Ende seines Beitrages spielte Benito noch ein Stück von Edvard Grieg, bei dem ich an die Musik von Ketil Bjørnstad denken musste, was ja vielleicht nicht völlig abwegig ist.



Schließlich griff noch Konrad Cordes in die Tasten, der zu Robert Schumanns



Faschingsschwank meinte, dass er „tänzerisch“ sei. Schon der Beginn war so rasant, dass ich mir schwer vorstellen konnte, wie zu dieser Musik getanzt werden solle. Ich war vielmehr fasziniert von dem kraftvollen Anschlag des jugendlichen Pianisten, der für mein Dafürhalten grandios musizierte, auch wenn ich bis zum Schluss keine für mich wirklich tanzbare Passage herausgehört habe, aber zugegebenermaßen, ich bin kein großer Tänzer. Ich schaute aber

gelegentlich mal zu dem Lehrer der jungen Leute, Prof. Markus Tomas, dessen Empfehlungen für Konrad wir vor dem Beginn des Konzertes noch miterleben konnten. Da war von „spitzen Fingern bei den Sechzehnteln“ die Rede – für meine Begriffe waren die Finger des jungen Tasten-Derwisch ziemlich spitz und ich denke, das Lächeln, das ich bei Prof. Tomas wahrzunehmen glaubte, gab mir Recht.

Da nun schon eine gute Stunde musiziert worden war und ja noch drei weitere Musiker auf dem Programm standen, entschied der Hausherr, dass man doch eine Pause einlegen solle – jedenfalls eine weise Entscheidung! Da aber auch das köstliche Buffet schon freigegeben wurde, war natürlich eine Viertelstunde etwas knapp bemessen und tatsächlich wurde das Konzert dann auch erst nach einer guten halben Stunde fortgesetzt.

Zum Auftakt des zweiten Teiles erklang Beethovens Klaviersonate Nr. 30 op. 109 in E-Dur aus dem Jahr 1820, gespielt von der Chinesin Jin Yan. Nach einer Konzentrationsphase begann sie ihr Spiel mit großer Gelassenheit und die Töne perltens nur so dahin. Im weiteren Verlauf des Stückes gibt es dann Passagen, die man, würde es sich nicht um Musik, sondern um Malerei handeln, durchaus als Pointillismus bezeichnen könnte, bis es dann zum Schluss Momente gibt, die ich, als des Piano-Spiels weitestgehend Unkundiger, als 'fingerbrecherisch' bezeichnen würde. All das bot die junge Frau aus dem Land der aufgehenden Sonne allerdings ohne sichtliche Anstrengung dar.





Dann, als fünfter im Bunde, setzte sich Max Grimm ans Instrument und bot Schumanns Gesänge der Frühe op. 133 aus dem Jahre 1853 dar, die seiner Meinung nach sehr gut zu diesem Instrument passen würden. Ich glaube, nach seinem Spiel, das er erst nach einer noch etwas längeren Konzentrationsphase als seine asiatische Kollegin zuvor, in Angriff nahm, würde dem niemand widersprechen. Das Stück bietet einiges, melodiöse Brüche der besonderen Art, aber auch mäandrierend-fließende Passagen und bei allem

hatte man den Eindruck, dass der junge Pianist all dies wirklich verinnerlicht hat.

Und zu guter Letzt spielte dann noch Victor Ferger auf. Seine Konzentrations-, oder nennen wir es vielleicht treffender Meditationsphase vor dem ersten Anschlag übertraf die seiner beiden Vorspieler nochmals deutlich. Er hatte sich die postum

veröffentlichte Klaviersonate a-Moll von Franz Schubert für seinen Beitrag ausgewählt. Für meinen Eindruck ein Werk mit großer Klangfülle, bei dem es wirklich um kräftige Handarbeit und Fingerfertigkeit geht, aber dafür scheint Victor der richtige Mann zu sein. Was ich jedoch noch beeindruckender an seinem Spiel fand, war, dass er nicht nur das, was gespielt werden soll, sondern ebenso das, wo nicht gespielt wird, die Pausen also, zu interpretieren versteht. Im dritten, dem letzten Satz der Sonate gibt es Stellen, die ich mit meinem Laienverstand als 'fingerakrobatisch' bezeichnen würde und die der junge Mann zu einem furiosen Finale für das pianistische Mammutprogramm des Abends gestaltete.



Zum Ende waren sich wohl alle, die diesen eindrucksvollen Klavierabend miterleben durften, einig, dass sowohl die sechs jungen Leute, als auch das „alte Teil“ wirklich ihr Bestes gegeben hatten. Insofern hätte ich in meiner Überschrift nicht zwingend

auf das Märchen der Gebrüder Grimm anspielen müssen, was sich in Hinsicht auf deren Namensvetter, Max Grimm, anbot, sondern hätte ohne weiteres auch von den „Glorreichen Sieben“ schreiben können.

